

Die letzte Probe [Schluss]

Autor(en): **Werner, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 4

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633894>

Nutzungsbedingungen

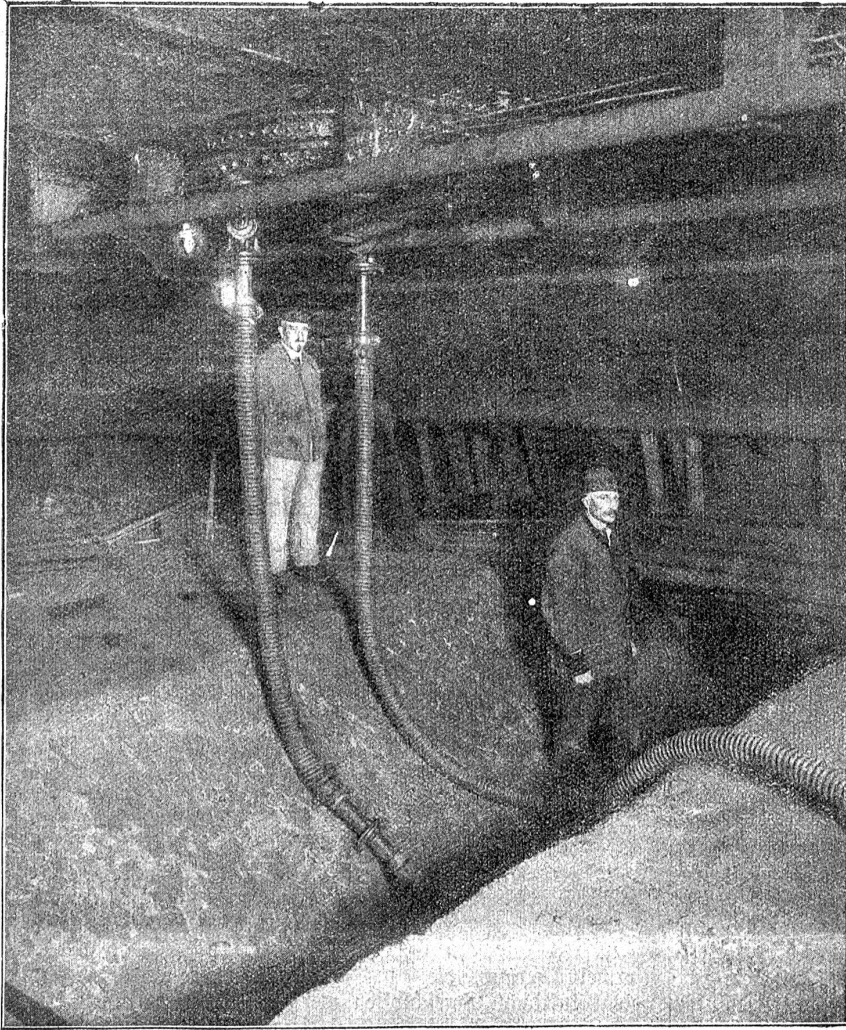
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Blick in den Arbeitsraum eines modernen Taucherschachtes.
Die Schläuche führen Druckluft zum Antrieb von Arbeitsmaschinen zu.

trägt der Taucher ebenfalls Bleiplatten; erstere ermöglichen ihm das Rückwärts-, letztere das Vorwärtsschreiten.

Um auf offener See rasch in die Tiefe steigen zu können, bedient sich der Taucher neuestens des sogenannten Tauchschlittens; das ist eine Art flaches Boot mit einem metallenen Schutzdach überdeckt, unter dem der Taucher sitzt (vergl. Abb. 45, unten). Der Taucherschlitten fährt im Schlepp eines Motorbootes. Bei voller Fahrt gibt der Taucher Tiefensteuer und verschwindet im Nu mit seinem Fahrzeug in der Tiefe. Je nach Solidität seines Tauchapparates kann er in Tiefen bis zu 100 Metern hinuntersteigen und — auf dem Grunde angelangt — sich auf dem Meeresboden über Sand- und Korallenbänke wie in einem Schneeschlitten hinziehen lassen und dazu bequem seine Beobachtungen machen. Selbstredend ist er durch Luftschlauch und Telephon mit dem Motorboot verbunden und kann sich nach seinem Willen wieder in die Höhe ziehen lassen. Nach 1—2stündiger Fahrt auf dem Grunde der Ostsee — nur ein leichtes Meer kommt dabei natürlich in Frage — weiß der Tiefenfahrer ohne Zweifel viel Interessantes zu erzählen.

Nach alledem, was wir vom Weltkrieg her vom Unterseeboot und nun von dem Tauchen mit dem Tiefenfahrzeug und dem Tauchapparate wissen, erscheint der Schritt zum Unterseeautomobil nicht mehr groß. Bereits ist der Unterseeautomobil keine Sensation mehr. Bald genug — wer weiß? — werden wir Unterwasser-Detektivromane erleben....

H. B.

Gefallene Größen.

Eine Droschke holpert durch heiße Gassen.
Gemächlich, gelassen,
Alltagsmüde und sommerfaul
Geht im Zuckeltrott der Gaul.
Ein Schimmel ist's mit steifen Gelenken,
Tut seine Pflicht ohne Stolz und Denken,
Ergibt sich stumpf in Arbeit und Not
Und in sei mageres Gnadenbrot.
Der Kutscher duselt auf dem Bock.
Verbeult ist sein Filz und schäbig sein Rock.
Die Fremden sind rar und die Zeiten schlecht.
Da wär' er noch lieber Herrrentknecht
Wie früher, als er beim alten Baron
Noch hatte seinen guten Lohn.
Wie federete leicht, unter Peitschentrall,
Die Kutsche, wenn vor dem sauberen Stall
Er eingespannt die zwei weischen Braunen.
Manch einer stand still in ehrlichem Staunen,
Wenn an den sonnenhellen Tagen
Scholl ihrer Hufe silbernes Schlagen....
Die rissige Droschke wackelt weiter,
Am Kasino vorbei, wo leicht und heiter
Eben der Geiger den Vogel führt....
Als hätte er einen Dieb verspürt,
Bockt der Schimmel und spigt die Ohren.
Und plötzlich hebt er, wie traumberloren,
Die steifen Gelenke im Takte mit,
Im zierlichen, schulgewohnten Tritt.
Das war eine Weise aus früheren Zeiten,
Die einst ihm galt in des Zeltes Weiten,
Ihm und des Reiters vollendeteter Kunst.
Und einer Menge Beifallsgunst
Dröhnte dem Reiter und seinem Schimmel
Unter des Zirkus' gespanntem Himmel....
Der Kutscher schreckt aus dem Dusel auf
Und flucht umsonst. Seines Schimmels Lauf
Bringt er endlich mit Schimpfen und Schlägen
Wieder zum Trott, dem steifen und trägen.
Im modrigen Stall streckt der Schimmel die
Knochen.
Er wiehert im Schlaf. Seit vielen Wochen
Ward ihm nie so wohlzig die Nacht.
Was doch auch das Erinnern macht...!
Der Kutscher gönnt sich einen Kimmeln
Im nahen Wirtshaus. „Ich und mein Schimmel,
Ja, ja, wir sahen einst bessere Tage.“
So brummt er. — Jeder hat seine Plage.
Doch jedem blaut einmal ein Stücklein Himmel,
Aus, wie dem Kutscher und seinem Schimmel.

Ernst Dier.

Die letzte Probe.

Novellette von G. Werner. (Schluß.)

Als ob er ihr gegenüber überhaupt jemals in die richtige Stimmung kommen würde! Ja, wenn sie Grete Tafelfeld wäre! —

In das stille Mädchenzimmer, das die Schwestern bewohnten, lugte durch einen schmalen Spalt in dem gelben Fenstervorhang fürwitzig der Mond hinein; der konnte sich heute über Helene gar nicht genug wundern.

Während Ilse, ein glückliches Lächeln um die weichen Lippen, längst schon schlief, starrte Helene immer noch mit brennenden Augen ins Dunkle.

Sie fand keine Ruhe; stundenlang schon wälzte sie sich schlaflos in den Kissen hin und her, dreimal hatte sie bereits mechanisch bis Hundert gezählt; das stets probate Schlafmittel, an ein wogendes Kornfeld zu denken, hatte auch nichts gefruchtet, und jetzt sah der Mond, der neugierige Geselle, erstaunt, wie Helene sich geräuschlos von ihrem Lager erhob, sich bei feinem matten Silberschein zur Waschschüssel tastete und die Hände wohl fünf Minuten lang bis über den schlagenden Puls unter das kalte Wasser hielt. Aber auch dieses letzte Hilfsmittel versagte; die erwünschte Abkühlung und Beruhigung blieb aus. Statt an die wehenden Halme eines gleichgültigen Kornfeldes zu denken, sahen Helenens geschlossene Augen unausgesetzt eine hohe, breitschultrige Männergestalt vor sich, die rüstig an

Grete Talfelds Seite durch die nachstillen Straßen dahinschritt.

Ganz sicher hatte er sie heute nach Hause gebracht. Am Ende hatte er gar der Grete heute das Liebesgeständnis gemacht, das ihm ihr gegenüber selbst im Spiel nur so widerwillig über die Lippen ging.

Nein, nein, die Grete sollte ihn auch nicht haben! Sie war nicht etwa eifersüchtig — i wo — um so einen! — Aber sie gönnte selbst der koketten Grete einen — netteren Mann; ja, das war's. Deshalb pochte ihr Herz so wild, als sie nur an die bloße Möglichkeit einer Verbindung zwischen den beiden dachte; deshalb nur mußte sie die Bettdecke fest gegen den Mund pressen, damit Ilse von ihrem stoßweisen, unterdrückten Schluchzen nicht etwa aufwachte.

Recht blaß und übernächtigt sah Helene am anderen Abend zur letzten Probe aus; still und gedrückt war ihr sonst so übermütiges Wesen. Das fand auch Fritz Greger, der sie schon eine ganze Weile heimlich beobachtet hatte.

Jetzt trat er auf sie zu.

„Helene,“ sagte er, sie begrüßend, und schaute ihr besorgt in das zarte Gesichtchen, auf dem jetzt die Farben kamen und gingen, „Sie dürfen sich nicht so anstrengen, ganz bleich sehen Sie aus. Als Arzt muß ich Sie dringend bitten, sich mehr zu schonen.“

Als Arzt — nur als Arzt?

„Wir haben ja unseren alten Sanitätsrat, an den ich mich stets wende,“ sagte Helene ungezogen.

Er aber tat, als ob er ihre häßliche Antwort gar nicht gehört hätte.

„Oder haben Sie gar Lampenfieber?“ scherzte er. „Passen Sie einmal auf, wie verblüffend gut wir beide heute spielen werden, o, ich werde ein feuriger Liebhaber sein!“

Helene wandte sich ab; die Tränen stiegen ihr schon wieder verräterisch in die Augen. So gleichgültig also war sie ihm, daß er sich noch darüber lustig machte — ein unausstehlicher Mensch! Und dabei hatte sie doch vorhin in seinen dunklen Augen so viel Sorge und so viel tiefe Zärtlichkeit zu lesen geglaubt! Sie hatte sich eben getäuscht. —

Schrill klang die Glöde — das Stück begann.

Herzklopfend wartete Helene auf ihr Stichwort; sie hatte plötzlich keine blasse Ahnung mehr von ihrer Rolle. Aber als sie dann auf der Bühne stand, als sie in das zahlreiche Publikum blickte, da verflog ihre Angst schon nach den ersten Worten. Sie spielte die Schwester, die zwischen Hängen und Bangen am Tennisplatz auf „ihn“ wartete, so natürlich, so getreu, sie schritt so nervös und erregt auf und nieder, sie spähte so ängstlich nach des Liebsten hoher Gestalt, wie es die beste Schauspielerin nicht hätte wahrheitsgetreuer machen können, denn ach, — ihr schlug das Herz ja wirklich zum Zerpringen!

Und dann kam er!

Wie seltsam er sie heute anschaute — so tief und so fragend. Er schien wirklich auf der Bühne sich ganz anders geben zu können. Seine Gleichgültigkeit, seine Lauheit und seine Steifheit waren verschwunden; heiß — glühend heiß tauchte er seinen leuchtenden Blick in ihre Augen, er riß sie durch sein glänzendes Spiel ganz mit fort.

Hold und verschämt senkte sie das Köpfchen vor dem Feuer seines Blickes, und als er jetzt ihre Hand ergriff, als er fest den Arm um ihre zarte Gestalt legte, da schmiegte sie sich innig und hingebend in seinen Arm — da versank plötzlich die Bühne und das Publikum vor ihr — nur eins wußte sie noch, er hatte ihr gesagt, daß er sie lieb habe. Jubelnd schlang sie die Arme um seinen Hals, heiß preßte sich Lippe auf Lippe.

Rauschender Beifallssturm schreckte Helene plötzlich aus ihrer Betäubung; der Vorhang war gefallen, aber das Klatschen und Bravorufen wollte kein Ende nehmen.

Spiel war es — richtig — es war ja nur Spiel gewesen — er hatte glänzend gespielt — mit ihr gespielt — jäh machte sie sich aus seinem sie immer noch umschlingenden Arm frei und eilte wie gehezt hinter die Bühne, bis ganz nach hinten in das dunkle Zimmerchen, in dem man die Requisiten aufbewahrte.

Hier warf sie sich auf den ersten besten Stuhl und preßte die fieberheißen Schläfen gegen das kalte Holz.

Ach — wie sich schämte —, wie sie sich schämte, daß sie so gut gespielt hatte!

Da kamen Schritte — feste Schritte!

Helene regte sich nicht; aber eine sanfte, kühle Hand strich ihr plötzlich über die glühende Stirn; liebe, zärtliche Worte vernahm ihr Ohr, — so war es also doch kein Spiel gewesen, — so war es Wahrheit?

Ja, es war Wahrheit — aus dem Spiel war Ernst geworden! Dr. Fritz Greger, der unsympathische Mensch, saß neben ihr in der dunklen Requisitenkammer und küßte ihre jungen Lippen so lange, bis sie es glaubte, daß es ihm Ernst mit seiner Liebe war.

Und Helene ließ sich ganz ruhig von dem „unausstehlichen Menschen“ küssen, denn eigentlich — eigentlich hatte sie ihn doch schon von Anfang an lieb gehabt.

Fritz Greger aber fand, daß sie ihre Rollen noch gar nicht konnten, und wo er die Helene nur allein erwischen konnte, nahm er die Gelegenheit zu einer „Soloprobe“ wahr.

Da war es denn kein Wunder, daß die Aufführung am Hochzeitstage so vorzüglich klappte. Helene aber und Fritz fanden, daß sie in der letzten Probe noch viel, viel besser gespielt hätten.

(E n d e.)

Die Wandelbaren.

Sie renovieren

Und deforieren

Und türmen am Gesellschaftsbau,

Droh werden ihre Haare grau.

Doch nimmer wird ihr Werk „patent“,

Denn in der Tiefe der Gewissen

Weicht immerfort das Fundament. Eh.

Die deutschen Hoffnungen.

Die deutsche Regierung spielt ein Spiel, das alle Chancen für sich hat, sobald die englische Politik nicht wieder vollkommen auf die französische Seite schwenkt. Man wird nicht weit daneben gehen, wenn man annimmt, die gegenwärtig angewandte Methode des Widerstandes gegen die französische militärische Aktion sei vorbereitet und nicht weniger wohl erwogen als die Einzelheiten des französischen Vormarsches ins Kohlengebiet bei den Pariser Generälen erwogen wurden. Denn es herrscht System in der Abwehr, es wird nach bestimmten Parolen gehandelt, und die Aufpeitschung des nationalistischen Furors verbunden mit den Klasseninstinkten der Bergarbeiter an der Ruhr bedeutet nur das Fahrwasser, in welchem alle Schifflein der deutschen Hoffnung schwimmen.

Es wird mit dem „weißen Streik“ der deutsche Arbeiter versucht, das finanzielle Ergebnis der französischen Besinnahme von Anfang an zu einer unheilbaren Niederlage zu gestalten. Es sollen wechselnde Proteststreiks der Eisenbahner, der staatlichen Grubenbesatzungen und der andern Zechen die zu requirierenden Kohlenmengen vernichten und am Ende der Requisitionsbehörde nur noch Leertage zeigen. Die Beschaffung aller Bergwerkspläne verunmöglicht den französischen Ingenieuren die Leitung irgendwelcher Arbeit in den Zechen, es sei denn, daß die Industrie-